



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine Reise ins Zululand.

erregte in ganz Europa einen solchen Sturm des Abscheus, daß eine Kommission eingezogen und nach Sansibar geschickt wurde, um daselbst Mittel und Wege zu seiner Ausrottung zu finden. Anfangs mit wenig Erfolg, denn es vergingen noch Jahrzehnte, bevor die Macht der Sklavenhändler gänzlich gebrochen war.

Livingstone selbst wollte wieder nach Udjidji zurück, wo sicherlich von der Küste her neue Vorräte für ihn eingetroffen waren. Unter tausend Gefahren bewerkstelligte er den Rückzug durch das empörte Land, das ihn ebenfalls für einen Sklavenhändler ansah und daher überall bedrohte. Halbtot von den beständigen Fieberanfällen und von allem entblößt, erreichte er endlich im Oktober 1871 Udjidji. Hier wartete seiner eine neue Enttäuschung! Die Vorräte waren freilich angelangt, doch der arabische Schuft, der Livingstones Sachen aufbewahren sollte, hatte sie verkauft; darunter waren 2000 Meter Zeugstoff und mehrere Säcke Perlen, die einzige gangbare Münze im Verkehr mit den Schwarzen. Der Araber erklärte einfach, er habe geglaubt, der Missionar sei tot.

Wie Livingstone in dieser hilflosen Lage zumute war, lesen wir in seinem Tagebuch. Er schreibt, er gleiche dem Manne, der nach Jericho hinabging und unter die Räuber fiel, und auch er warte vergebens auf den Priester und Leviten und den barmherzigen Samaritan, der ihm helfen sollte. Doch fünf Tage später schreibt er in sein Tagebuch:

„Als ich am tiefsten niedergeschlagen war, näherte sich schon der barmherzige Samaritan! Denn eines Morgens kommt mein braver Diener Susi Hals über Kopf dahergerannt und schreit atemlos: „Ein Engländer länder kommt! Ein Engländer, ich sehe ihn!“ Damit macht er wieder kehrt, um schon dem Fremden entgegenzueilen. —

Eine amerikanische Flagge an der Spitze der Karawane verriet die Landsmannschaft der Ankommenden. Warenballen, Zelte, Kochgeschirre, Zinkbadewannen usw. wurden da hervorgebracht, und ich mußte unwillkürlich denken: das muß ein reicher Herr sein, und kein so armer Schlucker wie ich!“

Wer war nun dieser unerwartete Besuch, und wie kam er hierher nach dem fernen Udjidji am Tanganjika-See? Das alles wollen wir in der nächsten Nummer unseres Blättchens hören.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Schon längst wäre ich gern der Einladung eines liebenvollen Confraters, des Hochw. P. Matthieu O. M. J., gefolgt und hätte ihm auf seiner Missionsstation Oakford einen Besuch abgestattet. Jetzt bot sich dazu eine willkommene Gelegenheit, denn mein Weg nach Zululand führte mich dort vorüber. P. Matthieu schickte mir seinen feurigen Schimmel entgegen und hieß mich bei meiner Ankunft herzlich willkommen.

Dieser Pater hat wirklich Großartiges auf seinem Missionsposten geleistet! Da, wo ehedem eine öde Wildnis und der Aufenthaltsort wilder Tiere war, erblickt das staunende Auge eine große, herrlich aufblühende Missionsstation, eine Pflanzstätte der Wissenschaft für Weiße sowohl, wie Schwarze. Etwa 70 weiße Knaben und gegen 170 englische Mädchen besuchen die dortigen von Dominikanerinnen vortrefflich geleiteten Schulen.

Die überwiegende Mehrzahl der Böblinge ist allerdings protestantisch, selbst einige Jüdinnen befinden sich darunter, aber trotzdem kann es nicht ausbleiben, daß der Unterricht und das gute Beispiel der katholischen Lehrerinnen und Missionsschwestern recht günstig auf Geist und Gemüt der Kinder einwirkt. Zum wenigsten werden sie einst keine Gegner unserer heiligen Religion werden.

Die Schule der Eingeborenen besuchen etwa hundert schwarze Böblinge. Die Station ist schön angelegt, hat wohlgepflegte Garten- und Baumanlagen, und alle Schulen und Gebäude, namentlich aber die Kirche legen beredtes Zeugnis für den Kunst Sinn des Hochw. P. Matthieu ab, der zu all dem persönlich die Pläne entworfen hat. An einem Abende gaben die Böblinge der höheren Töchterschule ein schönes, reichhaltiges Programm. Ihre Leistungen sowohl auf der Bühne, wie in der Musik machten beiden Teilen, den Lehrerinnen wie den Schülerinnen, alle Ehre; kurz, die wenigen Tage, die ich in Oakford zubrachte, werden stets die schönsten Erinnerungen in mir wachrufen.

Die dortigen Schwarzen staunten namentlich darüber, daß ich in das verrufene, stockheidnische Zululand gehen wolle. Das schien ihnen ein überaus gefährliches Wag'nis, von dem sie mir noch beizeiten abraten wollten. Eines Abends kommt daher ein junger Bursche zu mir, grüßt gar höflich und rückt endlich schön langsam und bescheiden mit der Frage heraus, ob es wirklich war sei, daß ich mich auf der Reise nach dem Zululand befind'e?

„Gewiß, mein Freund,“ erwiderte ich zuversichtlich, „hast du vielleicht Lust, mich zu begleiten?“ Bei diesen Worten malte sich auf dem Gesicht des guten Schwarzen ein Gemisch von Erstaunen, Angst und Entsezen zugleich ab. „Ich — nach Zululand mitgehen?“ fragte er mit Nachdruck; „nein, Baba, um alles in der Welt ginge ich nicht dorthin! Ich bleibe hier und bin nur gekommen, dich zu fragen, ob du wirklich den Mut hast, sozusagen allein in jenes Land zu reisen, wo erst vor kurzem der große Krieg gewesen, und wo so viele böse Zauberer hausen, die im geheimen zahllose Menschen morden, von denen niemand mehr etwas hört, ganz abgesehen von den vielen wilden Tieren, welche die ganze Gegend unsicher machen. Sag' mir doch nur, wovon willst du denn dort leben? Denn sei überzeugt, die Leute werden dir nichts zu essen geben, du wirst dort ein ganz anderes Volk finden, als hier in Natal. Dort sind nur Schwarze; und die Zulus sind alle voll von grimmigem Haß gegen die Weißen. Drum, Baba, ich bitte dich, steh' ab von deinem verwegenen Vorhaben und kehre um, denn ich versichere dir, du wirst nicht lebend über den Tugela (Grenzfluß) zurückkommen!“

Ich erwiederte dem guten Schwarzen, der so sehr um mein Leben besorgt war, gelassen: „Guter Freund, sei ohne Sorge! Ich habe zwar von den Gefahren, die du so lebhaft schilderst, gehört, allein eine höhere Pflicht ruft mich dorthin; Gott und sein hl. Engel werden mich überall behüten.“ — Der Schwarze schüttelte den Kopf und ging mit ernster Miene von dannen.

Des andern Tags, noch vor Sonnenaufgang setzte ich meine Reise ins Zululand fort. Wir waren noch nicht lange auf dem Weg, da drängte sich George Mfekulu, der sich mir in Centocow freiwillig als Reisegefährte angeschlossen hatte, heran und ließ merken, daß er etwas auf dem Herzen habe, daß ihm aber der Mut fehle, es mir offen zu sagen. „Baba,“ begann er schüchtern, „ist es wirklich wahr, daß wir ins wilde Zululand hineinreisen?“ — Ich sah ihn verwundert an und frage: „Was

soll das bedeuten? Wo anders wollen wir denn hingehen, als gerade ins Zululand?" —

George schwieg, doch seine Unruhe war offenbar noch keineswegs beseitigt. Nach einer Weile begann er daher abermals: "Baba, kennst du den Weg nach dem Zululand?" — Den werden wir schon finden," erwiderte ich kurz.

George schien mit meinen Antworten nicht recht zufrieden zu sein. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne; die afrikanische Sonne sandte allerdings bereits ihre heißen Strahlen auf uns herab, doch George schwitzte offenbar aus einem andern Grunde. Drum hub er nochmals an: "Baba, weißt du schon, daß die Alma-Zulu bei Mahlabatini vor kurzer Zeit einen Weißen umgebracht haben?"

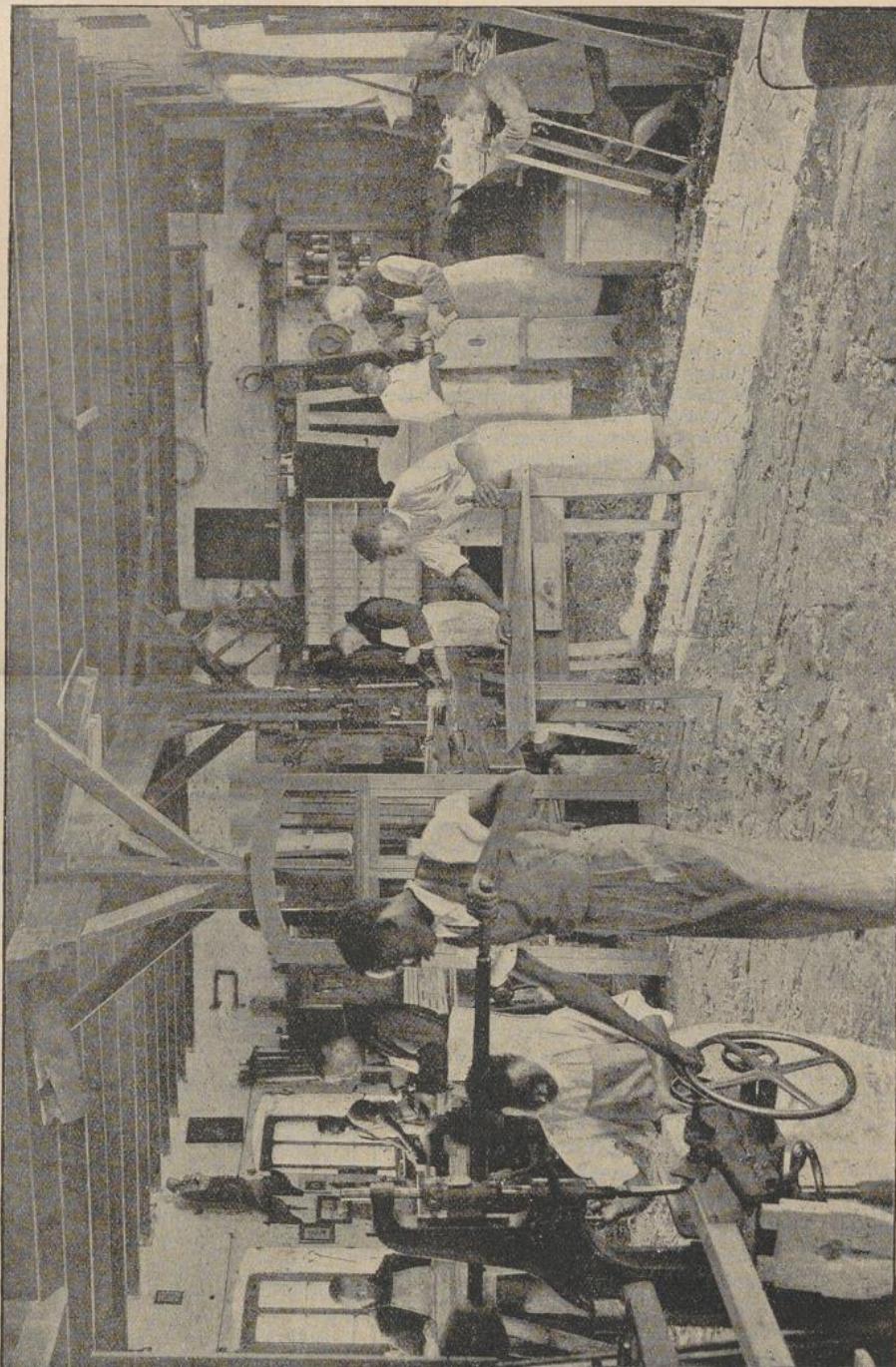
"Ja, ich habe davon gehört."

Nun hielt George nicht länger mehr zurück. Er glaubte, er müsse deutlich mit mir reden, weil ich ihn gar nicht verstehen wollte, und bekannte daher offen:

"Baba, ich fürchte mich, nach dem Zululand zu gehen!" — Ich bleibe stehen, sehe ihm scharf ins Gesicht und erwidere: "O du armer Bursche! Geh' nur wieder heim nach Centocow; ich werde auch ohne dich den Weg ins Zululand finden!"

Nun wurde der gute Junge arg verlegen und schämte sich seiner Worte. Wie? Allein soll er heimgehen, ohne den Baba? Diese Schande! Und welch' ein Spott würde seiner in Centocow warten! Noch mehr: welcher Vorwürfe mußte er gewißt sein, wenn er seinen Umfund in der Gefahr feige verließ? Nein, das konnte

und durfte er nicht tun! Er suchte daher seine Worte abzuschwächen oder wollte ihnen wenigstens eine andere Deutung geben, indem er hinzufügte: "Sieh', Baba, ich hätte ja an sich keine Angst, nach dem Zululand zu gehen,



Schreinerverarbeitung in Mariannahill.

aber bedenke den Umstand, daß ich einen Weizen begleite, kann offenbar verhängnisvoll für mich werden. Wird man mich nicht als einen Verräter der Schwarzen ansehen und dementsprechend behandeln? Doch allein fann und will ich nicht heimgehen." —

Da mir selbst nichts ferner lag, als hier umzukehren, ohne Bululand auch nur gesehen zu haben, so spielte nun auch George den Tapferen und trabte entschlossen mit.
(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Jesuitenmission am Sambesi.

Aus Katondue am Sambesi kommt die Kunde, daß die aus der portugiesischen Kolonie vertriebenen Jesuiten auf englischem Boden eine neue Mission in Angriff genommen haben.

„Wir haben“, schreibt der Koblenzer Jesuitenmissionar P. Moskopp unter dem 15. Juli 1912, „die Mission Miruru den Stehler Patres übergeben, nur sind einige alte Jesuitenmissionäre zurückgeblieben, um die neuen einzuführen. Unterdessen begannen wir im englischen Rhodesia eine neue Mission. Gott sei Dank, daß es so gekommen ist. Auf diese Weise geht die alte Sambesimission nicht zu Grunde, und zu gleicher Zeit kann der heilige Glaube in einem Gebiete eingeführt werden, wohin ohne unsere Vertreibung wohl lange kein Missionar gekommen wäre.“

Zuerst galt es, einen geeigneten Platz für die Neugründung zu finden. An und für sich ist es in Rhodesia leicht, Land anzukaufen, aber es fällt schwer, ein Grundstück zu finden, das sich zum Ackerbau eignet und genügend bewässert werden kann. Wir hatten das Glück, einen herrlichen Ort zu entdecken. Ein christlicher Neger von Miruru sagte uns, er wußte nahe am Ruangwafuße einen Platz mit viel Wasser. Wir ließen uns hinführen und trafen wirklich mitten im Walde versteckt einen kleinen Hügel, an dessen Fuß mehrere Quellen entspringen, die sich zum Katonduebach vereinigen. Der Katondue ist eigentlich kein Bach, sondern vielmehr ein zirka 400 Meter langes Sammelbecken von Quellwassern, das wie ein breiter Festungsgraben die ganze Westseite des Hügels umgibt. Obwohl wir in der trockensten Jahreszeit, im November, an den Ort kamen, fanden wir doch sehr viel Wasser im Bach! Wir konnten uns kaum durcharbeiten durch den üppigen Urwald und das hohe Gras und Schilf an seinen Ufern.

Da wir zwei Patres und nur ein Bruder hier sind, so besteht auch das Tagewerk der Patres fast ganz in Handarbeiten. Wir können uns nur wenig mit eigentlicher Missionstätigkeit abgeben. Es gilt ja auch in der Mission der Spruch: Zuerst essen, dann studieren. Darum kann ich auch nicht viel vom Taufen, Katechisieren usw. berichten, obwohl wir auch nach dieser Seite hin nicht ganz untätig sind.

Unsere Hauptaufgabe in diesen ersten Jahren wird also die materielle Arbeit sein. Darum will ich heute nur von unsern Beschäftigungen in Wald und Feld berichten. Es wird vielleicht manche interessieren, zu hören, wie in Afrika eine Mission gegründet wird.

Zuerst mußte mit Buschmesser, Axt und Feuer ein Stück Wald auf dem Hügel am Katonduebach gerichtet werden, wo wir unsere Wohnung bauen wollten. Diese Stelle liegt sehr gesund und man kann von ihr aus die ganze Ebene übersehen. Wir hatten zwar keine großartigen Bauten im Plane, sondern wollten nur eine Hütte aus Holz und Lehm errichten; dennoch hatten 30 Arbeiter zwei Monate lang zu arbeiten, bis der Palast fertig war. Wegen der weißen Ameisen konnten wir nur das Eisenholz verwenden. Um die vielen hundert Stämme für das Haus und die Holzpalisade zusammenzubringen, mußten die Neger lange im Wald herumsuchen.

Zu gleicher Zeit, als am Hause gearbeitet wurde, mußten andere Neger den Sumpf und Wald am Fuße des Hügels urbar machen. Dicke Bäume wurden gefällt und ihre weitverzweigten Wurzeln ausgegraben, das dichte Dornestrüpp ausgehauen, das Schilf und das hohe Gras niedergemäht und das Wurzelwerk beseitigt. Als alles gut trocken war, zündeten wir die Haufen an. Um das Schilf niederzuhaulen, bedurfte es eines wahren Heroismus. Es wächst nämlich zwischen dem Schilf eine Bohnenart, welche die Buren Büffelbohne, die Neger aber sehr zutreffend chiriri, d. h. was schreien macht, nennen. Wehe dem, welcher dieser Bohne bei Wind nahe kommt oder an ihrer Ranke zieht! Sofort ist die Luft mit unzähligen unsichtbaren Härcchen erfüllt, welche in die Haut eindringen und ein solches Brennen verursachen, daß die Brennsehnen einfach Kinderspiel dagegen sind. Und in dieses höllische Gewächs mußten wir mit dem Buschmesser hineinhauen. Aus dem feuchten Boden stieg ein solch faulender Dunst empor, daß wir uns wunderten, daß wir davon nicht krank wurden.

Jetzt hat sich das Gesicht der Gegend schon gewaltig verändert. Wo früher im dunkeln Gebüsch die Wildschweine wühlten, stehen jetzt junge Orangenbäumchen und Bananen in Reih und Glied und Ananaspflanzen begrenzen die Gartenzweige. Den Katonduebach entlang liegen wie die hohen Mirurubäume und die schlanken Palmen stehen, um unter ihrem Schatten Kohl, rote Möhren, Salat usw. zu ziehen. Im ehemaligen Sumpfe, diesem Schlangenneste, sind Gräben gezogen, um das Wasser zu verteilen, und dieses Jahr schon zog der Pflug seine Furchen in dem hundert Jahre alten Humusboden.

Die Europäer, die uns besuchen, fragen uns stets, wie es möglich war, daß ein so guter Wasserplatz so lange verborgen blieb und wir denselben entdeckten. Da braucht man bloß zum Himmel hinaufzuzeigen, wo ein liebender Vater wohnt, der für seine Kinder sorgt und sie nicht verläßt.

Zu einer guten Missionsstation in Afrika gehört auch ein guter Viehstand sowohl wegen des Fleisches und der Milch, als auch wegen der Arbeiten im Feld. Wir begannen mit einigen Ziegen und Schafen, die Hühner kauften wir von den Negern. Doch das bei weitem nützlichste und notwendigste Haustier ist das Kind. Wenn man das Baumaterial, Brennholz, Steine usw. auf dem Rücken der Neger herbeischleppen wollte, käme die Arbeit teuer zu stehen, da ist ein Zoch Zugochsen Goldes wert. Von einem Farmer kauften wir vier Ochsen, für 120 Mark jeden, eine Kuh mit Kalb für 100 Mark und einen Stier für 60 Mark. Die Ochsen waren noch wild und mußten zum Fahren angewöhnt werden. Bei dieser Gelegenheit geriet Br. Rodenbührer fast unter die Räder, und nur der heilige Schutzhengel rettete ihn vom Tode. Sechs junge Schweine europäischer Rasse erhielten wir von einem Engländer. So ist der Grundstock für einen guten Viehstand gelegt.

Früher befanden sich am Katonduebach mehrere Negerdörfer, heute ist kein einziges mehr hier zu finden. Die Schwarzen mußten den Platz aufgeben, obwohl er so fruchtbar ist, weil sie kaum ihre Hütten verlassen konnten, ohne einem Löwen zu begegnen. Ihre Dörfer befinden sich jetzt $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt am Ufer des Ruangwa. Sie werden sich darum verwundern, wie wir uns hier niederlassen konnten, da doch keine Neger hier wohnen. Gerade der Umstand, daß wir auf unserem Grundstück niemand antrafen, wird von großem Vorteil für die Mission sein; denn jetzt hängt es von uns ab, wer